

Situationen der Scham – reloaded: Miniaturen emotionssoziologischen Forschens

Die Initiation

Einen Satz hatte die Mutter Edith immer eingeprägt: Befindest Du Dich in einer Situation, die Du noch nicht kennst, achte immer darauf, wie sich die anderen verhalten und lasse ihnen den Vortritt beim Handeln. Dann wirst Du Dich heimlich nach ihnen richten können, machst alles richtig und wirst einen guten Eindruck hinterlassen. – Jahre später, als Edith einen französischen Freund hatte und sie ihn in seiner Heimatstadt besuchte, wird sie zu einem Essen eingeladen, an dem neben der Familie des Freundes auch viele seiner Bekannten teilnehmen. Im ersten Gang des Essens werden Schnecken gereicht. Um ihr nun – so jedenfalls berichtet es Edith – eine besondere Ehre zu erweisen, wird sie aufgefordert, als erste die Schnecken zu probieren. Edith hatte Schnecken noch nie gegessen. Sie weiß nicht, nach welchen Regeln sie zu verspeisen sind, wie insbesondere mit dem speziellen Besteck zu verfahren ist. Die Blicke der anderen Gäste auf sich gerichtet fühlend, beschreibt Edith, wie sie unter der Anforderung dieser unbekannten Situation, in der auch die Ratschläge ihrer Mutter nicht mehr weiterhelfen, geradezu erstarrt. Sie schaut gebannt auf den Teller nieder und möchte sich „am liebsten unter der Tischdecke verkriechen“. Dieser Zustand innerer Anspannung hält zwar kaum lange an, kommt Edith aber „wie eine Ewigkeit vor“. Während sie sich blitzartig ihrer Mutter erinnert, steigt, für sie selbst deutlich bemerkbar, Schamesröte in ihr auf. Erst ihr Freund befreit sie wieder aus ihrer Erstarrung, indem er ihr mit fröhlicher Hilfsbereitschaft die Verwendung des Bestecks zeigt und ihr damit über die Situation hinweghilft.

Edith, die ihre Erzählung mit den Ratschlägen der Mutter beginnt und im Verlauf der Schilderung immer wieder auf sie zurückkommt, befindet sich in einer Situation, in der sich auf eigentümliche Weise Scham und Peinlichkeit überlagern. Vor den anderen ist ihr – gerade angesichts ihres Freundes – der Vorfall peinlich. Was mögen er und seine Familie von ihr denken? Wird sich ihr Freund für sie schämen, was ihr wiederum furchtbar peinlich wäre? Für sie selbst jedoch scheint die „rein innere Scham“ (Georg Simmel) zentraler zu sein, die in ihr aufsteigt, als sich ihr plötzlich die Vorstellung aufdrängt, ihre Mutter könnte jetzt anwesend sein. Sie ist es auch – wenn auch nur gedacht und „symbolisch“. Ob diese innere Scham anderen aufgefallen wäre, wenn auch die Situation selbst nicht für Peinlichkeit gesorgt hätte, ist kaum zu sagen. Gewiss ist aber, dass die Aufforderung, mit dem Essen zu beginnen, von ihren Folgen her den Charakter einer Beschämung annahm. Die Grenze zwischen der Gastfreundschaft und einem kleinen Test, inwiefern die neue deutsche Freundin des Sohnes mit den Sitten des eigenen Landes (und damit auch denen der eigenen Familie) schon vertraut ist, sind fließend. In der freundlichen Geste steckt auch eine Herausforderung, die Edith nur anzunehmen, nicht unbedingt zu bestehen hat. Gerade wenn sie jetzt Schwäche zeigt, ist der Test bestanden, bringt dieser doch eine Form der Unterordnung hervor, die jeglicher Gleichstellung innerhalb eines

noch fremden Kreises gewöhnlich vorausgeht. Die kurze Sekunde der Unterlegenheit, die Edith widerfährt, soll die schon gegebene Exponiertheit ausgleichen, die mit der Position der „Neuen“ stets verbunden ist. Dadurch wird eine Art Gleichheit unter allen Beteiligten produziert, von der das Gruppenleben am Ende nur profitiert. Daher zeigt der Edith schließlich helfende Freund auch keine Spur von Verärgerung, als sie sich erwartungsgemäß nicht gerade geschickt anstellt. Seine Fröhlichkeit zeigt an, dass der Initiationsritus nunmehr überstanden und Edith dabei ist, in seine Familie aufgenommen zu werden.

Ein unfreiwilliges Bündnis

Frau O., eine ältere, elegante Dame bürgerlichen Lebensstils und aus einer liberalen Familie stammend, führt mit dem Zug in die benachbarte Stadt, um ihre Tochter zu besuchen. Eine Fahrkarte der ersten Klasse hatte sie sich schon einige Tage zuvor gekauft. Als sie am Bahnhofskiosk noch schnell eine Zeitschrift holen will, stellt sie fest, dass sie es vor der Fahrt versäumt hatte, sich bei der Bank noch Geld zu besorgen. Sie denkt jedoch daran, dass die Fahrt nicht allzu lange dauert und ihre Tochter ihr dann schon aushelfen wird. Sie betritt also den Zug ohne Geld und sitzt während der Fahrt in einem Abteil der ersten Klasse, in dem alle weiteren Plätze frei sind. Die Abteile der zweiten Klasse hingegen sind vollständig belegt, auch die Flure, wie Frau O. von ihrem Platz aus wahrnehmen kann. Ein älterer Mann, den Frau O. als „ein wenig abgerissen und kränklich, aber vom ersten Eindruck her schon sympathisch“ beschreibt, betritt ihr Abteil und fragt, ob er sich dazusetzen darf. Frau O. hat nichts dagegen und der Mann nimmt Platz. Nach einer Weile kommt der Zugschaffner. Er stellt fest, dass der ältere Mann nur eine Karte für die zweite Klasse gelöst hat und verweist ihn barsch aus dem Abteil. Frau O. empfindet dies angesichts der leeren Sitze der ersten und der Überfüllung der zweiten Klasse als ungerecht. Sie will eingreifen und dem Mann, der sie irgendwie fragend und hilfesuchend anguckt und scheinbar sich die erste Klasse nicht leisten kann, die Weiterfahrt auf einem Sitzplatz ermöglichen und ihm den Aufpreis auslegen. Im selben Moment denkt sie jedoch wieder daran, dass sie ja kein Bargeld bei sich hat, und daher gar nicht nachlösen kann. Der Mann wird „wie ein Verbrecher“, wie Frau O. die Szene beschreibt, aus dem Abteil geführt, was sie tatenlos mitansehen muss. Als sich der Schaffner dann noch für die „kleine Störung“ bei ihr entschuldigt, steigt – wie Frau O. berichtet – heftige Scham in ihr hoch.

Die von Frau O. beschriebene Scham begründet sich darin, in den Augen ihrer Interaktionspartner in der betreffenden Situation vermutlich andere Motive für ihr von außen sichtbares Verhalten zugerechnet zu bekommen, als sie für sich selbst zugleich reklamiert wie moralisch billigen kann. Zwar hat sie die gerade erlebte Situation als ungerecht empfunden, doch konnte sie ihre Bewertung nicht in konkretes Verhalten umsetzen, da ihr dazu buchstäblich die Mittel fehlten. Daher muss sie annehmen, dass der aus dem Abteil verwiesene Mann ihre Untätigkeit als Gleichgültigkeit oder Billigung versteht, was noch dadurch unterstützt wird, dass der Schaffner mit seiner Entschuldigung „für die kleine Störung“ ihr scheinbar ein Gefühl der Belästigung unterstellte, was in ihrem Fall jedoch gar nicht vorhanden war, den Mann allerdings in seiner vermuteten Bewertung ihres Verhaltens noch bekräftigen muss. Frau O. sieht sich so in ein Bündnis gezwungen, das sie nicht will, gegen das sie aber aktuell nichts zu unternehmen vermag. Gleichzeitig sieht sich Frau O. in dem Dilemma, ihrer Haltung zu diesem Vorfall nur in einem verbalen Protest Ausdruck geben zu können, der praktisch jedoch folgenlos bliebe.

Ihre Unfähigkeit zu reagieren muss aber sowohl dem Mann wie dem Schaffner als willentlicher Ausdruck einer persönlichen Einstellung erscheinen, die Frau O. aber moralisch missbilligt. Unfähig, ihrer tatsächlichen Einstellung im Handeln Ausdruck zu verschaffen, sieht Frau O. machtlos mit an, wie gleich zwei fremde Menschen ihr aufgrund einer ihnen repräsentativ erscheinenden Verhaltensweise eine Identität zuschreiben, die Frau O. vor dem Hintergrund ihres eigenen moralischen Selbstbildes nur als mangelhafte Realisierung eigener Werte empfinden kann. Hinzu kommt noch die besondere Position, die der Schaffner in dieser Situation erlangt hat. Ausgerechnet durch seine Beflissenheit vermag er es, bei ihr ein Schamgefühl auszulösen.

Die Fehlleistung

In der Bibliothek des kleinen sozialwissenschaftlichen Instituts wird an diesem Nachmittag eine Feier ausgerichtet, zu der die Professorenschaft und Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter eingeladen sind. Man begeht das Dienstjubiläum einer Kollegin. Der Assistent Maier betritt den Raum, schaut sich um, grüßt hier und dort, um schließlich einer Gesprächsrunde beizutreten, der auch Frau Weber, die Sekretärin seines Chefs Professor Lange angehört. Frau Weber ist eine ältere Dame und seit langem eine angesehene Kraft im Institut. Auch Assistent Maier ist mit ihr gut bekannt, da er ohnehin häufig im Büro seines Professors verkehrt und mit Frau Weber eine zugleich höfliche wie freundliche Beziehung pflegt. Wie es sich gehört und da außer Frau Weber nur Kollegen männlichen Geschlechts im Kreis stehen, begrüßt der Assistent Frau Weber als Erste – mit den Worten: „Guten Tag, Herr Lange“. Noch im Moment des Aussprechens der dreifach falschen Begrüßung, die Geschlecht, Name und Stellung verwechselt, sich der Ungehörigkeit seiner Fehlleistung bewusst werdend, läuft Assistent Maier hochrot an und vermeidet den Blick von Frau Weber, die ihn so konsterniert wie beleidigt anstarrt, bis auch sie selbst eine leichte Schamröte im Gesicht zeigt. Ein kurzer Moment gegenseitiger Fassungslosigkeit stellt sich ein, der noch von den entgeisterten Blicken der umstehenden Kollegen gesteigert wird. Assistent Maier setzt denn auch zu einer sprachlichen Wiedergutmachung an, kommt aber über ein kaum vernehmbares Stottern nicht hinaus. Den inmitten des allgemeinen Stimmewirrs gerade mitgehörten Gesprächsfetzen einer Nachbargruppe nimmt er zum Anlass, sich durch eine abrupte Wendung schnell aus seiner bisherigen Runde davon zu stehlen.

Für die Sekretärin Frau Weber ist Maiers Begrüßung eine Beschämung sowohl ihres Berufs- wie ihres Geschlechtsstatus. Gerade mit einer falschen Geschlechtszuordnung ist die Grundlage der Identität eines Menschen tangiert, und so muss ihr der Vorfall als eine Beleidigung erscheinen, die sie sich nur aus der geringen Wertschätzung Maiers erklären kann, der offensichtlich und gegen alle sonstige Freundlichkeit in ihr nur seinen Chef verkörpert sieht. Hinter ihrer Berufsrolle verschwinden ihre Person und damit auch ihr Name. Unwillkürlich löst Maier bei ihr Peinlichkeit aus, weil er ihre hierarchische Stellung gleichsam zum öffentlichen Thema erhebt. Frau Webers langjährig erwiesene Kompetenz hat sie aber bei allen im Institut zu einer außerordentlich achtenswerten Person werden lassen. Ihre unwillkürliche Missachtung fällt daher auf denjenigen zurück, der sie ausgesprochen hatte. Frau Weber selbst kann mit Verärgerung reagieren, zur Scham hat sie keine Veranlassung. Gleichwohl errötet sie, weil der Assistent sie zur Komplizin seiner Fehlleistung macht. Sie gerät in die Lage, eine Beleidigung sichtbar ertragen zu müssen, die sie nur dann abwehren könnte, würde sie auf den Lapsus von Maier geistesgegenwärtig mit dessen eigener Bloßstellung reagieren, wofür sie aktuell aber viel zu ver-

blüfft ist. Beschämend ist der Vorfall jedoch für seinen Protagonisten. Nicht nur, weil Maier einen eklatanten mentalen Kontrollverlust dokumentiert, sondern auch, weil er voraussehen kann, dass im Kreise seiner sozialwissenschaftlichen Kollegen die so offensichtliche Ursache seiner Fehlleistung jedem sogleich deutlich wird. Sigmund Freud hatte im Vertauschen von Namen heimliche Identifikationswünsche erkannt. Assistent Maier steht als eine Person da, deren Missgeschick eine peinliche Über-Identifikation mit dem in der besagten Situation durch seine Sekretärin repräsentierten Chef indiziert. Dabei ist es unerheblich, ob die umstehenden Kollegen den Vorfall tatsächlich in der befürchteten Weise deuten. Maier selbst schießt diese Interpretation durch den Kopf, und wäre er selbst Zeuge einer vergleichbaren Situation, hätte er mit Sicherheit an eine solche Deutung gedacht. Daher weiß Maier genau, dass hier aktuell nichts mehr zu reparieren ist und ihm diese Geschichte im Institut noch lange nachhängen wird, weshalb er auch so schnell wie möglich aus der peinlichen Situation verschwindet.